

Für immer verloren?

*Die Lebensformen der Menschen verändern sich – und mit ihnen auch Gebäude und Gärten.
Beispiele aus dem Zürcher Oberland*

Der Mensch entwickelte in Jahrtausenden immer wieder unterschiedliche Lebensformen, beeinflusste damit seine Umgebung und hinterliess auch in unserer Region Spuren, die heute noch ablesbar sind. Sie reichen von den prähistorischen Seeufersiedlungen am Pfäffiker- und Greifensee über römische Gutshöfe, wie diejenigen in Pfäffikon-Irgenhausen, und Flarzhäuser bis zu den Zeugen der Industrialisierung. Vor allem mit den industriellen Erwerbsmöglichkeiten verlor das traditionell Bäuerliche immer mehr an Bedeutung. Neben den Wohnformen betraf dies stark auch die Ernährungsgewohnheiten.



Umnutzung einer ehemaligen Fabrik in Turbenthal (Foto Claudia Fischer-Karrer, 2009).

Unsere Umgebung, wie sie sich uns heute präsentiert, ist im Verlauf von Jahrtausenden entstanden. Geologische Prozesse, Klimaveränderungen, Tiere, Pflanzen und schliesslich der Mensch veränderten die Landschaft. Insbesondere in den letzten Jahrtausenden bestimmte der Mensch immer stärker, wie seine Umwelt aussah. Er rodete Wald, um Acker- und Siedlungsflächen zu erhalten, veränderte Flussläufe und führte neue Pflanzen und Tiere ein. Durch dieses Sich-Aneignen entstand die Kulturlandschaft, die uns heute umgibt.

Wir sind also auf Schritt und Tritt mit der Geschichte unserer Landschaft konfrontiert. Die Spuren der jüngsten Vergangenheit, etwa die Folgen von Flurbereinigung und Industrialisierung, sind heute deutlich erkennbar. Es sind jedoch gerade auch die älteren Abschnitte der Geschichte, welche unsere Umgebung stärker bestimmen, als uns bewusst ist.

Frühzeitliche Spuren

Auch wenn aus der Frühzeit keine schriftlichen Überlieferungen von diesen Vorgängen erzählen, können sie zum Teil dennoch entschlüsselt werden. Archäologen entdecken bei ihren Grabungen immer wieder neue Funde, die bisher unsichtbar im Boden verborgen lagen und

nun wichtige Informationen zum früheren Leben preisgeben können.

Besonders offensichtlich sind materielle Überlieferungen, wie Töpfe, Gebäudereste oder Knochen. Schwieriger nachweisbar sind beispielsweise die Ernährungsgewohnheiten (z. B. aus verkohlten Resten in Koch- oder Vorratstöpfen) sowie die Landnutzung und Landgestaltung (z. B. sind ehemalige Felder indirekt aufgrund von erhöhten Pollenanteilen in den entsprechenden Bodenschichten nachweisbar).

Schon in der Frühzeit nahm der Mensch grossen Einfluss auf die Landschaft. Dabei stand wohl weniger eine Gestaltung der Umgebung des schönen Aussehens wegen im Vordergrund, sondern vielmehr die Nutzung des Landes für das eigene Überleben. Erst vor rund 8000 Jahren wurden die Menschen sesshaft; neben dem Jagen und dem Sammeln hielten sie nun auch Haustiere und pflanzten gezielt Getreide an. Diesen Wandel nennt man neolithische Revolution. Ab dieser Zeit beeinflusste der Mensch seine Umgebung durch das Weidenlassen der Haustiere sowie das Roden von Wäldern für Siedlungs- und Ackerbauflächen. Aber auch das Einführen von Saatgut aus anderen Gegenden und von schon domes-

tizierten, aber für das steinzeitliche Mitteleuropa untypischen Tierarten veränderte die einheimische Flora und Fauna stark und prägte sie bis heute.

Einzelne Landschaften wurden von Ackerbauern während der Jungsteinzeit bereits grundsätzlich und tiefgreifend verändert. Im 2. Jahrtausend v. Chr. gab es beispielsweise keine grossen zusammenhängenden natürlichen Wälder mehr, zudem hatte sich die Zusammensetzung der Baumarten durch die menschliche Tätigkeit verändert. Von diesen Entwicklungen erzählen im Zürcher Oberland die prähistorischen Seeufersiedlungen am Greifen- und am Pfäffikersee.

Römische Kochkünste

Im Laufe des 1. Jahrhunderts v. Chr. wurden im Gebiet der heutigen Schweiz die Einflüsse aus dem Mittelmeerraum stärker spürbar. Durch den damals blühenden Fernhandel kamen zahlreiche neue Produkte, neue Kulturpflanzen und Nutztiere, neue Techniken und Ideen in unsere Gegend. Mit den Römern gelangten auch neuartige Koch- und Essgewohnheiten über die Alpen. Überliefert ist eine Abhandlung über die Kochkunst aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., die Marcus Gavius Apicius zugeschrieben wird und zahlreiche ausgefallene Rezepte enthält.

Die Gerichte des Alltags waren sicher einfacher; die Analysen von verkohlten Tierknochen oder im feuchten Milieu erhaltenen Früchten und Samen zeigen, was in römischer Zeit in unserer Region gegessen wurde. Bei der ärmeren Bevölkerung standen selten mehr als die Grundnahrungsmittel auf dem Speiseplan. Dazu gehörten Getreidebrei («puls»), Brot und Gerichte aus Hülsenfrüchten (vor allem Linsen und Bohnen). Sicher wurden sie mit Gemüse, Salaten und Früchten ergänzt.

In den wohlhabenden Haushalten dagegen wurden auch teure Importe, wie Meerestiere, Datteln oder Oliven, aufgetischt. Billigere Importgüter konnte sich wohl auch eine breitere Schicht von Leuten leisten, wie die in grosser Anzahl ge-

fundenen Scherben von Amphoren zeigen. In diesen Tongefässen kamen Olivenöl aus Spanien, Wein aus Südfrankreich und Fischsauce zum Würzen der Speisen in unsere Gegend.

Auch die Landwirtschaft erlangte vor etwa 2000 Jahren einen Höhepunkt. Die romanisierte Bevölkerung legte rund um ihre Niederlassungen üppige Gemüsegärten, Obstbauplantagen, Rebberge und Getreideäcker an und entwickelte die Tierzucht weiter. Neu eingeführt wurde unter anderem die Esskastanie, die in der Folge verwilderte und heimisch wurde. Zudem baute man nun vermehrt Weizen an. Vorherrschende Form der Landwirtschaft waren die Gutshöfe, sogenannte villae rusticae. Sie waren auf die Überschussproduktion von landwirtschaftlichen Gütern ausgerichtet und hatten die Versorgung der städtischen Zentren und der Legionslager sicherzustellen.

Die Gegend des Zürcher Oberlandes, insbesondere die Ebene rund um den Pfäffikersee, war in römischer Zeit dicht besiedelt. Neben einem Gutshof in Wetzikon-Kempten sind heute ländliche Siedlungen in Hinwil, Pfäffikon-Irgenhäusern, Seegraben-Ottenhausen und Fehraltorf bekannt. In den meisten Gemeinden des Oberlands befand sich in der Zeit zwischen zirka 50 und 350 n. Chr. ein römischer Gutshof. Über den Gutshof in Wetzikon-Kempten ist heute wegen der regen Bautätigkeit der letzten zehn Jahre und der damit verbundenen archäologischen Notgrabungen relativ viel bekannt. Die gewonnenen Erkenntnisse zeichnen das Bild einer Anlage, wie sie im ganzen schweizerischen Mittelland in ähnlicher Form vielfach vorkam.

Wann entstand der erste Garten?

Vielleicht waren es die Frauen, die wildes Gemüse und wilde Früchte sammelten und bald entdeckten, dass sie die pflanzliche Kost auch durch Aussaat und Pflanzung in der Nähe ihrer Behausung heranziehen konnten. Die angebauten Pflanzen mussten vor Wild und Vieh geschützt werden, und auch dafür fand der Mensch eine Lösung. Das bepflanzte Stück Erde «gürtete» man ein, und so entstand der «Gegürtete», nämlich der Garten. Bis zur Erfindung der Gartenkultur liegen Epochen der Menschheitsgeschichte, jedoch ist bis in die Gegenwart die Nähe zu diesen Anfängen lebendig geblieben.

Schon immer schmückten Blumen und Ziersträucher die Randbereiche der Nutzgärten. Die Freude am Schönen hat somit die Gartenkulturgeschichte von Anfang an begleitet. Alle wesentlichen Merkmale, die die Gartenkultur im Verlaufe ihrer langen Geschichte ausgebildet hat, lassen sich auf die Wurzeln zurückführen, die bis in die Vor- und Frühgeschichte zurückreichen: Ein Garten ist ein geschütztes Stück Boden, auf dem Gewächse mit besonderer Sorgfalt gepflegt werden – sei es, um aus ihnen Nutzen zu ziehen, oder sei es ausschliesslich zu ästhetischen Zwecken.



Flarzreihe in Riedikon um 1900. Die bäuerlichen Gärten prägen das Strassenbild (aus: Baumwollgarn als Schicksalsfaden, S. 42).

Gärten sind immer eng mit der Kultur eines Landes oder einer Region verbunden. Die ältesten bekannten Spuren von eigentlichen Gartenanlagen findet man in Ägypten. Bekannt aus früheren Zeiten sind auch die Gartenkünste der Babylonier, der Perser oder der alten Griechen. In der Schweiz kam eine eigentliche Gartenkunst vermutlich erst mit den Römern auf, im Zuge der römischen Kolonisation. Damals gehörte zu jedem Landhaus ein Garten. In ihm gab es verschiedene Arten von Gemüse, Salat, Gewürzpflanzen sowie Blumen, wie Rosen und Lilien. Als Einfassung der Beete verwendeten die Römer Buchs. Im Mittelalter ist Gartenkunst in den Klöstern zu finden. Diese führten neue Pflanzen und Anbaumethoden ein und erforschten die Verwendung von Heilkräutern.

Der bäuerliche Nutzgarten nimmt in der Gartengeschichte eine besondere Stellung ein, denn er ist wahrscheinlich so alt wie die bäuerliche Kultur selber. Im Mittelalter waren die klösterlichen Gärten Vorbild für den Bauerngarten, und ab dem Hochmittelalter findet man auch einfach gestaltete Gemüsegärten zur Selbstversorgung in den Städten. Erst später wurden die Bauerngärten schmückvoller und orientierten sich in ihrer Gestaltung an

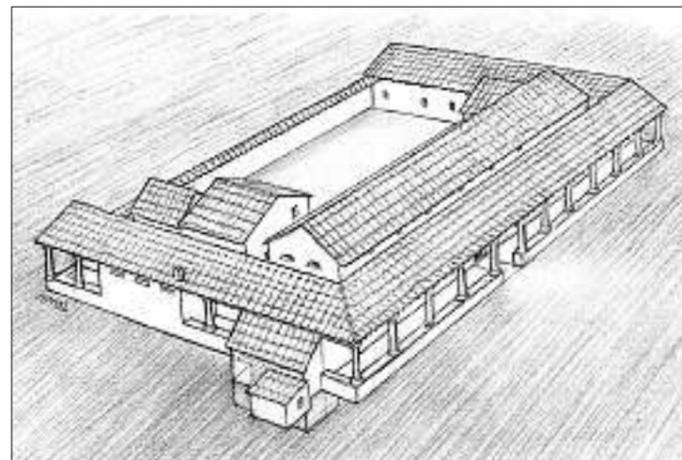
Renaissance- und noch später an Barockgärten. Im 19. Jahrhundert erhielt der bäuerliche Nutzgarten eine neue Funktion, die vor allem durch die beginnende Industrialisierung bestimmt war. Im Zeitalter der Massenarmut musste nun der Garten einen wesentlichen Beitrag zur Selbstversorgung erbringen. Typisches Beispiel hierfür sind die Gärten der Oberländer Flarzhäuser.

Der bäuerliche Vorgarten als Gartendenkmal

Gärten aus vergangenen Zeiten sind Denkmäler und Teil unserer Kultur, sie sind sichtbare Zeugnisse der Vergangenheit. Es ist einleuchtend, dass grosse und prachtvoll gestaltete Gärten von bekannten Gartenkünstlern als eigentliche Denkmäler gelten. Dass aber auch die kleinen, meist unbeachteten Vorgärten schützenswerte Zeugen sein können, ist vielen nicht bewusst, und damit ist ihr schleicher Verlust vorprogrammiert. In den letzten Jahrzehnten wurden diese das Strassenbild so prägenden Gärten immer mehr umgestaltet, verschmälert oder gar vollständig abgebrochen. Von diesem Schicksal blieben auch die bäuerlichen Vorgärten der Oberländer Flarzhäuser oder der Kosthäuser nicht verschont.



Römischer Gutshof Wetzikon-Kempten, Ausgrabung (Foto Claudia Fischer-Karrer, 2005).



Rekonstruktion des römischen Gutshofes in Wetzikon-Kempten (aus: Römisches Landleben, S. 43).



Überbauung Römerfeld in Wetzikon-Kempten (Foto Kulturdetektive GmbH, 2008).



Ottenhausen: Ein noch erhaltener bäuerlicher Garten, der wesentlich zum Erscheinungsbild des Hauses und der Strasse beiträgt (Foto Silvia Steeb, 2009).



Wetzikon: Der Flarz an der Tösstalstrasse in Kempton ist eines der ältesten Bauernhäuser im ganzen Zürcher Oberland. Das Bild zeigt zwar noch einen Garten vor dem Haus, doch entspricht dieser in keiner Art und Weise dem ursprünglichen Charakter des Hauses und ist dem Denkmal abträglich (Foto Silvia Steeb, 2009).

Die typische Hausform im Zürcher Oberland ist der Flarz, eine Art «bäuerliches Reihenhaus». Das Wort «Flarz» stammt von «umeflarze» und hat die alte mundartliche Bedeutung «kriechen, sich ducken», ein sicher passender Ausdruck für die niedrigen Häuser mit den schwach geneigten Dächern. Flarzbauten sind durch Teilen, Um- und Anbauen von bestehenden traditionellen Bauernhäusern entstanden. Zu ersten Hausteilungen kam es bereits im 16. Jahrhundert. Anlass dafür war die sogenannte Gerechtigkeitsbeschränkung auf der Allmend.

Eine Allmend war damals im gemeinsamen Besitz aller Bauern in einem Dorf und bestand in der Regel aus Wald, Wiese und Streuland. Dieses gemeinsame Eigentum diente als Weide für die Tiere und versorgte die Bauern mit Holz. Als aber im 16. Jahrhundert die Bevölkerungszahl im Zürcher Oberland stark anstieg und es eng auf der Allmend wurde, beschlossen die Dörfer, die Nutzung auf eine

bestimmte Anzahl von Bauernhäusern oder Höfen zu beschränken. Da im Falle einer Haus- oder Hofteilung die Allmendnutzung mitgeteilt wurde, wurden nun die bestehenden Häuser aufgeteilt oder es wurde an die Häuser angebaut. Damit war jedem Hausbesitzer der Zugang zur Allmend gesichert.

Bis zum 17. Jahrhundert blieb es meist bei einer Hofteilung, denn mehrfach geteilte und damit entsprechend kleinere Höfe hätten die Existenz nicht sichern können. Im 18. Jahrhundert hingegen ermöglichte die lukrative textile Heimindustrie ein immer mehr von der Landwirtschaft unabhängiges Einkommen. Es entstanden deshalb mehrteilige Flarzhäuser, eigentliche Reihenhäuser mit bis zu sechs oder mehr Wohnungen. Heute sind im Zürcher Oberland mehrere Hundert solcher Häuser noch erhalten.

Mit der Heimindustrie veränderte sich auch die Lebensform der ländlichen Bevölkerung. In den Flarzhäusern wohnten

nun Kleinbauern, die sich und ihre kinderreichen Familien durch zusätzliche Heimarbeit ernährten. Es war ein hartes, düstres Leben, denn in den Flarzhäusern gab es weder genügend Licht noch Platz. Zudem stand der grosse Webstuhl meist in der Stube, wo die Luft feucht war wegen der Kartoffelstärke, die verwendet wurde, um Fadenbrüche zu verhindern.

Gärten zur Selbstversorgung

Zum Flarzhaus gehörte meist ein «Krautgärtli» vor der Stube. Es diente vor allem der Selbstversorgung und erbrachte damit im Zeitalter der Massenarmut einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Ernährung der Bevölkerung. Die Pflanzgärten waren entsprechend den Flarzteilen oft klein und einfach gestaltet, denn für die arme Bevölkerung stand weniger der Schmuck im Vordergrund als der Nutzen. Aber trotzdem waren in den Gärten neben Kohl auch bunte Blumen wie Geranien, Lavendel, Primeln, Nelken, Levkojen oder Rosen zu finden.

Die Kleinbauern ernährten sich nach Möglichkeit von den Erträgen aus dem eigenen Garten. Es wurde vor allem Kraut und Kabis angebaut, anderes Gemüse war noch wenig verbreitet. So wurde die Kartoffel im Zürcher Oberland erst im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Grundnahrungsmittel. Milch- und Mehlsuppen, Haferbrei und Dörrobst bildeten die Hauptnahrung. Brot und Fleisch waren im Gegensatz zu heute etwas Besonderes. Getrunken wurden vor allem Most und Wein.

In jüngster Zeit hat man den Flarz im Zuge der modernen Sehnsucht nach einer ländlichen Lebensweise wieder schätzen gelernt. Viele Häuser erstrahlen mit schön renovierten Fassaden und hochmodernen Inneneinrichtungen. Doch auf den Gärten, und hier vor allem den bäuerlichen Vorgärten, wird leider nicht die gleiche Sorgfalt verwendet. Zum einen ist Selbstversorgung nicht mehr notwendig und auch nicht mehr gefragt, zum anderen wird dem Parkplatz oder der Pflegeleichtigkeit ein höherer Stellenwert zugeschrieben. Haus und Garten ergänzen sich gegenseitig, bilden eine Einheit und sind als ein Ensemble anzusehen. Die Pflanzgärten der Flarzhäuser sind somit wichtige Zeitzeugen und erhaltenswerte Gartendenkmäler.

Neben dem Verlust von typischen Flarzgärten findet man heute immer wieder auch neues gärtnerisches Tun in unterschiedlichsten Formen in den Vorgärten. Zwar mussten viele dieser Gärten Überbauungen und Strassen weichen, doch gibt es sie noch, die grünen Nischen und Ecken voller Leben und Kreativität.

Vom Pflanzgarten zum Konsumverein

«Gesucht: In eine hiesige Feinspinnerei eine solide, Ordnung liebende Familie mit arbeitsfähigen Kindern. Schöne und billige Wohnung nebst Pflanzland ganz

in der Nähe der Fabrik.» (Industrielle Revolution, S. 148). Solche und ähnliche Inserate waren typisch für die Zeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Möglichkeit, einen eigenen Pflanzgarten für die Selbstversorgung zu bewirtschaften, war für die in Kosthäusern wohnenden Fabrikarbeiter von grosser Bedeutung. Doch auch diese Pflanzgärten unterlagen einer schleichenden Umnutzung.

Die Arbeiterfrauen waren oft überfordert mit den langen Arbeitstagen in der Fabrik und dem Haushalt. Ihnen blieb wenig Zeit zum Kochen, geschweige denn für Gartenarbeit zur Selbstversorgung. Da der Tagesverdienst eines Arbeiters um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur für eine karge, einseitige Ernährung reichte, beschränkte sich der Speisezettel auf einfachste Kartoffel- und Maisgerichte. Die Folgen waren Mangelerscheinungen und Krankheitsanfälligkeit.

Einer, der schon früh gemerkt hatte, dass diese Zustände verändert werden mussten, war der Glarner Fabrikant Jean Jenny-Ryffel aus Schwanden. Als Textilfabrikant pflegte er intensive Geschäftsbeziehungen zu England, dem Mutterland der Webmaschinen. Auf seinen zahlreichen Reisen beobachtete er die dortigen sozialen Zustände sehr genau. Dabei lernte er die «cooperative stores» in Rochdale kennen: Lebensmitteläden, die von Arbeitervereinen gegründet wurden – zum An- und Verkauf von billigen Lebensmitteln für die Arbeiter.

Basierend auf dieser Idee gründete er 1839 in Schwanden den ersten «store», den sogenannten Konsum. 1851 folgten die Grüttlianner um Karl Bürkli mit dem Konsumverein Zürich, und schon bald gab es Nachahmungen in der ganzen Schweiz. Konsumvereine waren selbstverwaltete Organisationen, die vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Genossenschaftsbewegungen entstanden. Sie verkauften ihre Produkte gegen Barzahlung zu Tagespreisen.



Der Heimatstil

Der Heimatstil, der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Architekturstil zu etablieren begann, machte sich die Sehnsucht nach den eigenen ländlichen Wurzeln zunutze. Er bezog sich auf die bäuerlich-ländliche Bautradition, was sich unter anderem in mächtigen Mansard-Walmdächern mit zum Teil bemalten Dachuntersichten, Loggien oder Fachwerk ausdrückte. Er nahm aber auch moderne Tendenzen auf, wie zum Beispiel die leichte Verschiebung der Symmetrie, unterschiedliche Fensterformen und -grössen oder verschiedene Lukarnen- und Giebelformen.

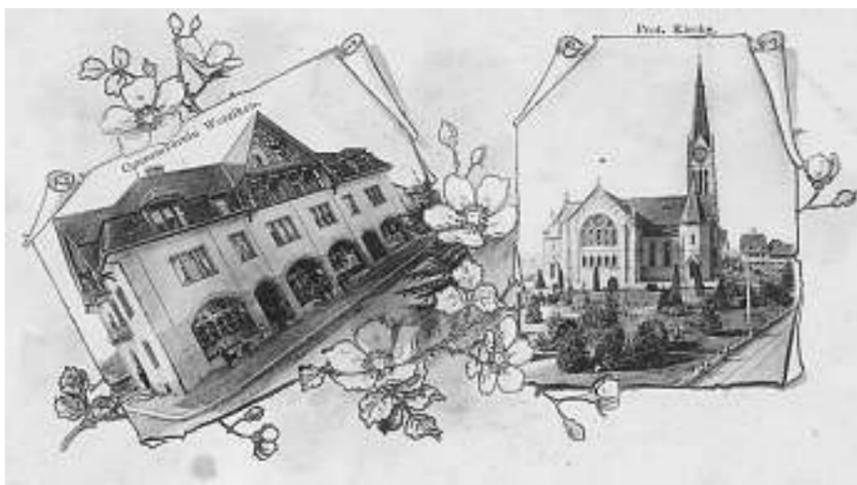
Mit dem Aufkommen dieser Läden veränderten sich die Ernährungsgewohnheiten. Der Speisezettel wurde vielfältiger, die Ernährung gesünder. Anstatt mühsam im eigenen Garten Nahrungsmittel anzupflanzen, kaufte man sie nun immer öfter zu günstigen Preisen im Konsumverein.

Die Konsumgenossenschaft Wetzikon, die 1870 bereits mit Erfolg vier Filialen – eine sogar mit eigener Bäckerei – betrieb, beschloss, auf der ehemaligen Schlosswiese an der Kirchgasse einen neuen Konsum zu erstellen. Sie beauftragte den Architekten Johannes Meier 1908 mit einem Neubau: einem Wohnhaus mit grossem Ladenlokal. An zentraler Lage, direkt neben der Kirche, entstand ein repräsentativer, ganz dem Heimatstil verpflichteter Neubau mit markanter Aufschrift «KONSUM VER-

EIN». Lange Holztheken charakterisierten das Innere der Ladenlokale, in denen es keine Selbstbedienung gab.

Ein Stück Identität geht verloren

Nicht nur Gärten, auch wertvolle Gebäude müssen Neuem Platz machen. 1969 fusionierte Coop mit Konsum, was zu verschiedenen Veränderungen führte. Die wirtschaftliche Lage und die immer stärkere Konkurrenz lassen sich am Beispiel des Konsums in Wetzikon aufzeigen. Der repräsentative Konsum musste 1976 einem einstöckigen, fast quadratischen Zweckbau in Waschbeton weichen, es entstand das Coop-Center. Weder interessierte damals eine befriedigende Gesamtwirkung, noch nahm man auf Denkmalschutzobjekte besondere Rücksicht, wie



Wetzikon: Kirche und Konsumverein werden zusammen auf einer Postkarte abgebildet (Archiv Wetzikon, vor 1911).



Wetzikon: Der Coop-Neubau von 2002 stellt eine gute architektonische und städtebauliche Lösung dar (Fotos Claudia Fischer-Karrer, 2009).



dies laut dem neu eingeführten Planungs- und Baugesetz hätte geschehen müssen. Heute, eine Generation später, wissen wir: Es blieb eine Zwischenlösung.

Anders als in den 1970er-Jahren bemühte sich Coop bei seiner Vergrößerung 2002 um eine gute architektonische und städtebauliche Lösung. Der in Berlin tätige Architekt Max Dudler erhielt den Auftrag, den Stadtraum durch elegante Urbanität aufzuwerten und mit einem Wohn-, Geschäfts-, und Einkaufskomplex einen städtischen Ort zu schaffen.

Entstanden ist eine architektonische «Skulptur» mit regelmässig angeordneten Fenstern und geschliffener Sandsteinfassade, deren Wirkung durch die Anordnung und die Höhe der Baukörper bestimmt ist und die einen neuen baulichen Massstab in der Stadt Wetzikon setzt. Über dem zweigeschossigen Sockel erheben sich drei turmartige Wohntrakte mit 35 Wohnungen, welche im zweiten Obergeschoss einen urbanen Innenhof bilden. Wenn der im belebten Stadtraum stehende Bau von aussen auch sehr funktional, fast erdrückend wirkt, so erschliesst sich einem im Innenhof eine angenehme Atmosphäre.

Der Architekt greift hier auf bewährte Werte zurück: den Innenhof als Oase der Ruhe.

Dies erkannte auch die Jury des Architekturforums Zürcher Oberland, die diesem Bau 2005 den Architekturpreis Zürcher Oberland verliehen hat. In der Würdigung heisst es: «Im eher gesichtslosen, kleinmassstäblichen Zentrum von Wetzikon ist ein grosser, wahrhaft städtischer, polyfunktionaler Komplex mit kompromissloser Aussage in Figur und architektonischer Gestaltung entstanden. Die elegante Baumasse mit ihren vornehmen, auf die benachbarte Kirche bezogenen Sandsteinfassaden bewirkt mit ihrer urbanen Geste eine willkommene Aufwertung der angrenzenden Strassen- und Stadträume. Die wohlproportionierte Rasterstruktur und die ruhige Detaillierung erzeugen, wie etwa in der Eingangshalle, immer wieder Raumeindrücke von fast poetischer Aussage.»

Diese Entwicklung zeigt, dass der damals für viele unverständliche Verlust des ersten Konsums mit einer aussergewöhnlichen architektonischen Leistung wieder wettgemacht wurde.



Uster: Spinnerei Bachmann um 1900 (aus: Uster, vom Fabrikdorf zur Stadt, S. 178).



Uster: Wohnüberbauung Im Lot mit ehemaligem Spinnereigebäude (Foto: ryffel+ryffel, Landschaftsarchitekten).



Führung

Am 11. September 2009 um 18 Uhr findet eine Führung im Fabrikensemble am Wasser in Wetzikon statt. Treffpunkt: Parkplatz Zürcherstrasse 45/47. Details unter www.kulturdetektive.ch.

Vom Fabrikareal zur Vorzeige-Wohnsiedlung

1862 eröffneten Heinrich Bünzli und Gottfried Bachmann an der Quellenstrasse 1 in Uster eine Baumwollspinnerei. Ab 1873 baute Bachmann die Fabrik mit einem Turbinengebäude und einem Dampfkessel bedeutend aus. Heinrich Knecht jun., der die Baumwollspinnerei 1900 übernahm, modernisierte sie erneut. In der Krisenzeit zwischen 1930 und 1932 musste er den Betrieb jedoch stilllegen. Kaspar Aebli erwarb die Firma 1935 und begab sich mit der Baumwollspinnerei AG wieder auf Erfolgskurs. 1950 übernahm die Trümpler-Söhne AG das Fabrikgelände und stellte den Betrieb ein.

1999 hat sich dieses Fabrikareal unweit vom Stadtzentrum mit der Überbauung der Architekten Michael Alder und Hanspeter Müller (Atelier-Gemeinschaft, Basel) in eine attraktive Wohnüberbauung verwandelt. Wo einst gearbeitet wurde, wird heute gewohnt und gegärtnert. Begrünte Balkone und Zwischenräume, Minischrebergärten und tausend Töpfe mit allerlei Gewächsen prägen das städtische Siedlungsbild. Diese Mini-gärten könnte man als neu interpretierte Flarzgärten sehen. Zwar sind die Bedürfnisse individueller geworden, doch das Wiederaufleben eines nostalgischen Verhältnisses von Architektur, Mensch und Garten lässt sich erspüren. Auch die ehemaligen Fabrikkanäle konnten neue Funktionen übernehmen. So wurde das alte Wasserkraftwerk reaktiviert und speist nun eigenen Strom ins Netz. Der

alte Fabrikkanal lädt nicht nur zum Bade ein, er trägt auch wesentlich zum charmvollen Siedlungsbild bei.

Ein verlorenes Fabrikensemble

Unweit von der Quellenstrasse in Uster, über den Aabach an der Forchstrasse, befand sich einst das Fabrikgebäude mit Wohnhaus von Eduard Ifanger. Das Fabrikgebäude konnte 1930 bezogen werden. Auf der Nordseite Richtung Aabach wurde eine grosszügige Gartenanlage in Form eines Senkgartens angelegt. Ein kleiner Wasserkanal in dessen Mittelachse sowie der umgehende Weg und eine prägnante Pergola zum Aabach hin waren prägende und auch repräsentative Elemente des Fabrikantengartens. Eduard Ifanger pflegte diesen Garten mit viel Liebe zum Detail. Der Kunstmaler R. Keller hat die Gartenanlage im Auftrag von Herrn Ifanger in Öl festgehalten. Diese wertvolle Gartenanlage ist unwiederbringlich verloren. Das Siedlungsbild wird heute auch hier von Wohnbauten geprägt.

Vergangenheit in der Gegenwart

Gerade Lebensweisen und Ernährungsgewohnheiten früherer Zeiten sind nur teilweise überliefert; oft ist das Wissen darüber für immer verloren. Unsere heutigen Kenntnisse davon beruhen nur auf unvollständigen Quellen und Interpretationen. Aber die Spuren, die die verschiedenen Lebensarten der Menschen und die Abhängigkeit von der Natur in unserer Umgebung hinterlassen haben, sind noch heute in der Landschaft ablesbar und tragen so ein Stück Vergangenheit in die Gegenwart. Auffällige Geländeformationen, die Vegetation, Gebäudereste oder umgenutzte Liegenschaften – sie laden zum aufmerksamen Betrachten ein.

Die Autorinnen

Kulturdetektivinnen Eva Zanger und Claudia Fischer-Karrer, Sandra Ryffel, Landschaftsarchitektin, Silvia Steeb, Gartendenkmalpflegerin/Landschaftsarchitektin

Quellen / Literatur

Paul Kläui, Geschichte der Gemeinde Uster, Uster 1964.
 HP Bärtschi et al., Die industrielle Revolution im Zürcher Oberland, Wetzikon 1985.
 Reto Jäger, Max Lemmenmeier, August Rohr, Peter Wiher, Baumwollgarn als Schicksalsfaden, Zürich 1986.
 Martin Schmidt et al., 100.000 Jahre Esskultur: Essen und Trinken von der Steinzeit bis zu den Römern, Hanau 1992.
 Günther und Rose Leps, Historische Berufsbilder, Der Gärtner, Leipzig 1994.
 Beat Frei, Die Bauernhäuser des Kantons Zürich, Band 2, 2002.



Uster: Fabrikgebäude und Wohnhaus Eduard Ifanger, Forchstrasse 4-6, Gartenseite zum Aabach (Ölgemälde von R. Keller, Uster).



Uster: Wohnüberbauung Forchstrasse, ehemaliger Standort Fabrik Eduard Ifanger (Foto: ryffel + ryffel, Landschaftsarchitekten).

Thomas Specker: Kulturlandschaftsentwicklung im Zürcher Oberland, Spaziergänge in die Geschichte – die Landschaft als Archiv lesen und im Archiv die Geschichte der Landschaft finden. Heimatspiegel 2/2003.
 Michael Köhler, Uster, vom Fabrikdorf zur Stadt, Uster 2005.
 Tanja Zerl, Christoph Herbig, Astrid Schweizer, Eine bäuerliche Landwirtschaft mit Feldbau und Viehzucht. Bauern schaffen die erste Kulturlandschaft, in: Die Bandkeramiker. Erste Steinzeitbauern in Deutschland, Hrsg. Jens Lüning, Rahden 2005, S. 37-43.
 Eeva und Ulrich Ruoff, Zeit für Gärten, Zürich 2007.

Beat Horisberger et al., Römisches Landleben im Zürcher Oberland, die Römer in Wetzikon, Hrsg. Kantonsarchäologie Zürich et al., Frauenfeld 2007.
 Historisches Lexikon der Schweiz (elektronische Publikation, 1999-2009): Heimatstil (Elisabeth Crettaz-Stürzel); Konsumvereine (Bernard Degen).

Abbildungen

Kopien der Gartenbilder erhalten von Herrn Joseph Spuler.
 Die Fotos stammen aus dem Archiv Geschichte Wetzikon und von den Autorinnen.